

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Zeitung. 1784-1933 1885**

298 (18.12.1885)

Ostafrika.

Ueber Ostafrika und Sansibar hielt am Samstag Abend in der Singakademie zu Berlin Oskar Hoffmann einen Vortrag, in welchem er in kurzen, kräftigen Zügen ein Bild des ganzen östlichen Theiles des dunklen Continents, speziell aber der topographischen und ethnographischen Verhältnisse unserer neuen deutschen Besitzungen entwarf.

Im Anfange unseres Jahrhunderts noch, führte der Vortragende aus, galt Afrika für den Begriffs des Unfruchtbaren, der Wüste; erst die späteren Entdeckungen deutscher, englischer und französischer Reisender, welche übereinstimmende Berichte über die große Fruchtbarkeit Afrikas brachten, gaben uns ein anderes Bild. Und als dann in den letzten Jahren die Sendlinge der Africanischen Association, als Nachtigal und Schweinfurt uns diese Berichte bestätigten, wurden unsere Vorstellungen über jene Gegenden völlig andere. Hoffmann behauptet, daß Ostafrika den übrigen Tropenländern entschieden an die Seite zu stellen sei und a. B. Südamerika an Fruchtbarkeit übertriffe. Wo Wasser ist, da ist Leben. Wasserreichtum bedingt die Fruchtbarkeit eines Landes, und gerade darin ist Afrika dem südamerikanischen Kontinent überlegen. Außerlich haben beide Erdtheile viel Gemeinsames, sie liegen sich beide nach Süden zu und bauen sich mittelst eines Längsgebirges auf. In Südamerika sind es die Cordilleren, in Afrika ist ebenfalls ein solches Gebirge vorhanden, wenn es auch vorläufig noch keinen einheitlichen Namen führt. Es zieht sich vom Kap Garabafui bis zum Kap der guten Hoffnung. Wie in Südamerika ergießen sich von diesem Gebirge gewaltige Ströme ins Meer: der Congo, Senegal, Niger u. s. w. Südamerika hat aber auf der Westseite der Cordilleren keinen einzigen größeren Abfluß, nur Gieß- und Sturzflüsse gehen dort in den Ocean; in Afrika entsendet dagegen das Längsgebirge auch nach Osten große Ströme: den Jub, den Sambesi u. s. w. Besonders der Jub ist für uns interessant, weil er ein deutscher Strom zu nennen ist. Wurde er doch schon vor 30 Jahren von dem Baron von Deben bis 300 km von seiner Mündung befahren, und wenn auch dieser Forscher dabei sein Leben einbüßte, so ist die Kenntniß von der Schiffbarkeit des Jub doch äußerst wichtig für die Beurtheilung des Landes. Zudem hat Hoffmann in Sansibar erfahren, daß die Schiffbarkeit des Flusses sich noch weiter erstrecken soll. Ein weiterer Vorzug Afrikas ist sein Reichthum an Seen. Wenn der Titikakase auf den Cordilleren auch zehnmal größer ist als unser Bodensee, so ist er doch der einzige Südamerikas und mit jenen großen Binnenmeeren Afrikas, dem Nyassa, Tanganyika, Ukerewe, deren Fläche zusammen größer als die ganz Deutschlands ist, nicht im entferntesten zu ver gleichen.

Leider ist die Ostküste Afrikas, ebenso wie die übrigen Küsten des Continents, sehr schlecht entwickelt; es gibt keine großen Vorsprünge. Doch wird dieser Nachtheil einigermaßen dadurch gemildert, daß der Küste Inseln vorgelagert sind; so das nur 50 Kilometer von der Küste entfernte Sansibar, die Comoren, von denen ein Theil von den Franzosen in Besitz genommen ist, und Madagaskar, die drittgrößte Insel der Erde. Was die Küste von Ostafrika selbst betrifft, so dehnt sich im nördlichen Theile, in den Somali-Ländern, das Flachland weit hinein in den Continent aus, südlich treten die Hügelketten bis an den Ocean heran. Das Klima ist darum auch im Norden heiß und trocken, im Süden heiß und feucht. Damit ist aber nicht gesagt, daß das Klima Ostafrikas ungeeignet sei. Das Klima, insofern man damit sämmtliche atmosphärische Erscheinungen zusammenfaßt, ist in den Tropen nicht ungeeignet als anderswo. Schädlich sind allerdings die Ausdünstungen der Ablagerungen großer Ströme, wie die des Congo, des Senegal; im Osten aber gibt es dergleichen nur an der Mündung des Sambesi, der aber nicht mehr in deutsches Interessengebiet fällt. Immer ist die unge-

funde Beschaffenheit der Gegend durch lokale Verhältnisse bedingt. Wo unter dem schützenden Laubdach der dichten Wälder sich durch die faulenden Organismen Miasmen bilden, da ist es natürlich ungesund, auch für die Eingeborenen. Aber derartige Gegenden haben wir in Europa, z. B. in Italien, auch; ja sogar im Deutschen Reich, in den Sumpfgenden Ostfrieslands, wo das Fieber ebenfalls nicht selten ist. Dem läßt sich aber mit der Zeit abhelfen durch Drainirung, durch Anpflanzungen z. B. von Eucalyptus. Um dem Klima widerstehen zu können, ist es aber für den Europäer unbedingt notwendig, daß er sich den lokalen Gebräuchen mehr anschließt, als dies bisher geschehen. So haben weder Engländer noch Holländer oder Franzosen das Klima in den Tropen ertragen gelernt, weil sie gesundheitswidrig gekleidet blieben, weil sie fortwährend, Wollstoffe zu tragen, welche unter den Tropen die Haut zu übermäßiger Thätigkeit anregen und dadurch erschaffen. Es ist daher zu empfehlen, in dieser Hinsicht die Eingeborenen nachzuahmen und leichtere, vielleicht Baumwollstoffe, zu tragen. Aber auch in der Nahrung ist den Eingeborenen zu folgen — der Europäer muß nicht nur das Genießen wollen, was aus seinem Lande kommt. Vor Allem ist Spiritus, sind stark alkoholische Getränke zu vermeiden, wenn auch ein leichter Wein oder leichtes Bier nicht gerade zu verbieten sind. Die Hauptsache ist jedoch, daß wir in den Tropen auch arbeiten, nicht ruhig und bequem in der Hängematte oder dem Kollstuhl liegen bleiben. Auch der Neger muß arbeiten, er darf nicht, wie man vielleicht glaubt, faulenzeln. Er muß sein kleines Feld urbar machen, die Früchte wollen vom Baum herunter geholt sein. Allerdings arbeitet er nur das Nothwendigste, niemals für die Zukunft oder für den Markt, wo nicht gerade Europäer in der Nähe wohnen.

An Produkten liefert Ostafrika augenblicklich aus dem Pflanzensreich nur die Kelle, mit der in Sansibar ein nicht unbedeutlicher Handel getrieben wird, und die Kokospflanze, deren getrocknetes Innere, das Kopyra, man zur Delberereitung verwendet. So bedeutend das bis jetzt produzierte Quantum schon ist, so kann diese Kultur noch mehr entwickelt werden, da die Kokospflanze mit dem schlechtesten Boden vorlieb nimmt. Allerdings trägt sie erst nach 6—8 Jahren, so daß der Anbau einer Kokospflanzung nur wohlhabenderen Einwohnern möglich wäre. Die übrigen Produkte, wie Sesam, Copal, ein dem Bernstein ähnliches Harz u. s. w. haben keine besondere Wichtigkeit. In diesen Gegenden würden allerdings auch die übrigen tropischen Produkte, wie Kaffee, Thee, Zimmt, gut fortkommen, Rohstoffe würde aber vorkommen, nicht Gewächse zu ziehen, welche aus fremden Erdtheilen importirt sind, sondern Gewächse zu pflanzen, mit deren Anbau und Behandlung die Eingeborenen Bekanntschaft haben, z. B. die Erdnuß, von welcher jeder Neger bereits bei seiner Hütte eine kleine Anpflanzung besitzt, welche bis jetzt aber dort noch nicht in größerer Menge gezo gen und in den Handel gebracht ward. Solche Plantagen würden ebenso wie Reis- und Zuckerfelder schon im nächsten Jahr einen Ertrag liefern.

Von thierischen Produkten liefert Ostafrika nur das Eisenbein, aber dafür ist Sansibar der größte Markt. Gerade jetzt sind die Verhältnisse für diesen Handel äußerst günstig. Der Krieg im Sudan hat den Eisenbeinhandeln den Weg nach Norden versperrt; es ist daher sicher anzunehmen, daß im Innern kolossale Mengen dieser Waare aufgeschapelt liegen, die über kurz oder lang einen Ausweg werden suchen müssen. Als solcher bietet sich aber wohl nur der Weg über Sansibar dar. Zu erwähnen wäre noch die Kaurimuschel, welche als Kleingeld dient; die wenigen Felle von reißenden Thieren und das Schildkröten kommen nicht in Betracht.

Mineralische Produkte Ostafrikas, und Afrika's überhaupt, sind bis jetzt noch nicht vorhanden. „Was man Ihnen auch

sagen mag,“ bemerkte der Redner, „von Gold, Eisen u. s. w., bis jetzt ist nichts von dem Vorhandensein solcher Lager bekannt. Und wenn die Portugiesen behaupten, an der Mündung des Zoruma gegenüber den Comoren Kohlenlager entdeckt zu haben, so ist davon noch nicht ein einziges Kilogramm auf den Markt gebracht worden.“ Sicherlich aber darf man sich der Hoffnung hingeben, daß Ostafrika derartige Schätze birgt. Die Erfahrungen in Südafrika, um nur die Diamantengruben in Kimberley zu nennen, berechtigen uns dazu.

Die Eingeborenen Ostafrikas gehören sehr verschiedenen Rassen an. An der Küste wohnen die Suaheli, ein Mischvolk aus Hindus, Arabern u. s. w., dunkel von Hautfarbe, von nicht gerade sehr sympathischen Gesichtszügen sind sie doch ein sehr gutmüthiges, den Fortschritt liebendes Volk. Schlimme Erfahrungen werden wir mit ihnen nicht machen. Weiter ins Innere hinein an den Seen wohnen Neger- und Kaffervölker, die im allgemeinen ebenfalls gutmüthiger Natur sind; nur an den Abhängen des Kilimandjaro haufen räuberische und händelsüchtige Stämme. Weiter im Norden nach Abessinien zu wohnen die Gallavölker, die körperlich am schönsten gebildeten Stämme Afrikas. All diese Völker stehen durchaus nicht mehr auf einer niedrigen Kulturstufe, sie sind aus der Steinzeit längst heraus. Alle besitzen die Drehscheibe und haben Töpfereien; sie sind fest angesiedelt in runden oder viereckigen Hütten; sie sind monogam, nur die reichsten und vornehmsten Leute erlauben sich den Luxus der Polygamie.

Ihre Eigenthumsverhältnisse sind geregelt, es existirt ein gewisser Familiensinn, sie besitzen religiöse Vorstellungen von gewisser Entwicklung. Allen gemeinsam ist allerdings die Sklaverei, welche aber nicht in der entsetzlichen Form auftritt wie bei den Arabern, sondern sich mehr als ein patriarchalisches Hörigkeitsverhältnis darstellt. Die Natur dieser Völker ist selbstverständlich von der höchsten Wichtigkeit, da wir jedenfalls für unsere Zwecke auf die Eingeborenen und deren Mithilfe zu rechnen haben werden. Ob wir nach den Hochländern Auswanderer, oder nach den Flachländern Plantagenbauern hinschicken, überall können wir der Hilfe der Eingeborenen nicht entbehren. Von Maschinenbetrieb kann eben nicht die Rede sein, da das Brennmaterial nicht überall in gehöriger Nähe vorhanden ist. Kalis oder Chinesen wird man nicht heranziehen wollen, es bleiben also nur die Eingeborenen als Arbeiter übrig. Daß von einer Sklaverei nicht die Rede sein kann, ist bei dem deutschen Volke und seiner Regierung wohl selbstverständlich. Man wird sich also auf eine Einwirkung auf die Eingeborenen zu beschränken haben, man wird sie und insbesondere die Jugend ganz allmählich zur Arbeit erziehen müssen. Die Arbeit der Missionen hat erwiesen, daß wirkliche Erfolge nur dann zu erzielen sind, wenn neben der religiösen Belehrung auch die Kinder zum Arbeiten angehalten werden. Es wird also ein Arbeitszwang für das heranwachsende Geschlecht notwendig sein; so wird man sich einen Stamm von Arbeitern heranbilden können.

Die englische Sitte der Weihnachtsnummern beginnt sich nach und nach auch in Deutschland einzubürgern. Schorer's Familienblatt hat uns in diesem Jahre mit einem sehr hübschen und äußerst reich ausgestatteten Weihnachtsheft in Ostafrikaformat erfreut, in dem auch Frau Wilhelmine Buchholz mit ihrem gesunden Humor vertreten ist. Unter der Menge der übrigen Beiträge erwähnen wir noch die von Fritz Mauthner: „Das Weihnachtsfest der Weihnachtsmänner“ und eine Novelle „Der Tambourmajor“ von A. v. Roberts. Eine besondere Zierde des Heftes ist ein in Farben gedrucktes Bild „Auf dem Weihnachtsmarkt“ von W. Buch.

Verantwortlicher Redacteur: Wilhelm Harber in Karlsruhe.

4) Allerheiligentag. Nachdruck verboten. Novelle von M. J. Rupp. (Fortsetzung.)

Wieder eine Woche später: „Vater, ich habe heute meinem Kinde — Gertrud heißt es, meiner Mutter nach — das Versprechen abgenommen, den Wunsch, die heiße, dringende Bitte seiner Mutter, deren Inhalt sie dereinst von dir erfahren werde, trenn zu erfüllen. Gertrud weiß, daß ich nichts Unrechtes verlange, daß sie halten kann, was sie gelobt, und daß sie es halten wird, weiß ich. Nach der ersten Kommunion eröffne ihr der sterbenden Mutter Wunsch, erlebt sie dieselbe nicht, so ist es um so besser. Dieser Wunsch besteht darin, daß sie nie heraustritte aus der Bahn, worin sie die Geburt als deine Erbin gestellt, daß sie nur dem Wanne zu eigen würde, dem sie und der ihr in der äußeren Lebensstellung gleich steht; daß wenn je eine Gelegenheit ähnlich der, welcher ihre unglückliche Mutter zum Opfer fiel, an sie herantrete, sie bei Zeiten das Herz bekämpfen lerne. Nenne es Wahnsinn oder wie du willst, was aus mir spricht, aber ich glaube, es wäre um meines Grabes Ruhe geschehen, sollte meine Tochter über ihren Stand hinaus ein Bündniß schließen.“

„Wenn es sich ereignen sollte, was die Einen Zufall, die Anderen Bestimmung heißen, daß Gertrud und ihr Vater sich noch einmal zusammenfänden, so sei es, aber kein Schritt soll je dafür geschehen, ich habe gefordert, daß jeder Anhaltspunkt fehlt, habe alles zu Nichte gemacht.“

„Adeu Vater; ist es möglich, daß du nicht fühlen solltest, wie unfähig ich mich nach dir sehne? Habe Dank, tausend Dank für alles, was du an meinem Kinde thun wirst; grüße Anton und lebe wohl.“

Raum leserlich waren noch die folgenden Worte beigefügt: „Heute Nacht träumte mir, wohl der letzte Traum hienieden, daß ich dahineim auf unserm Kirchhof war am Allerheiligentag. Ein zweites Grab war jetzt neben demjenigen der Mutter, d'ra ruhte der Vater. Wenn der Traum Wahrheit wäre! Gelt Anton, mein Kind ist dennoch nicht verlassen?“

Schweigend saßen sie beisammen, der Förster Anton und seine Frau, und als sie sich endlich erhoben, um zur Ruhe zu gehen, legte Marie die Hand auf ihres Mannes Schulter und sagte: „Jetzt wissen wir, Anton, warum uns der liebe Gott kein Kind schenkt.“

„Ja, Marie, jetzt wissen wir es“, erwiderte Anton.

Bergen, so hieß der Ort, in welchem unsere Geschichte spielt, hatte sich in den letzten Jahren ziemlich vergrößert und vergrößert.

Obgleich sich eine Eisenbahnstation im Orte selbst nicht befand, war eine solche doch ganz in der Nähe und genoh Bergen dadurch den Vorzug leichteren Verkehrs mit der Welt und besah daneben noch die Annehmlichkeiten eines stillen friedlichen Landens. Lebendiger war es durch die Entstehung zweier Fabriken, einer Baumwollspinnerei und einer Papierfabrik, wohl geworden. Außerhalb des Ortes — seine Lage war eine sehr schöne — befanden sich seit einigen Jahren mehrere kleine, freundliche Villen und wenig entfernter, auf einer Anhöhe, stand sogar ein hübsches kleines Schloß. Dasselbe wurde vor acht Jahren von einem Baron v. Rothenc abgebaut, der lebend war und hier Ruhe und Landluft genießen wollte. Vor zwei Jahren starb er und das Schloß blieb im Besitz seiner Wittwe, welche es den größten Theil des Jahres bewohnte. Sie war eine freundliche, leutliche Dame, und wenn sie auch nie vergaß, daß sie unter lauter Birglichen als die einzige Adelige sich befand, so wurde doch diese kleine Schwäche angeht ihr wirklichen Vorzüge von Jedermann gern und willig übersehen.

Um diejenigen Personen, welche unsere Geschichte betreffen, gleich folgen zu lassen, wenden wir uns zuerst zu der sehr beliebten Persönlichkeit des Geistlichen.

Dieser war nicht allein für Bergen, sondern auch für die verschiedenen umliegenden Orte, die in seinem Sprengel gehörten, in der ganzen Bedeutung des Wortes ein Seelsorger. Unverheiratet, in der Mitte der 30er Jahre, befand er sich hier mit einer jüngeren Schwester, die ihm das Hauswesen führte, und sein Leben und Wirken war für alle segensreich geworden.

Als er vor drei Jahren hierher kam, hatte er sehr bald die Herzen gewonnen und es gab Niemanden, der über Pfarrer Ehrhard je eine unfreundliche Bemerkung gemacht hätte. Er war lebend und nur aus diesem Grunde wurde ihm sein Beruf zuweilen etwas schwer. Er sprach das aber nie aus, denn ein Grundzug seines Wesens war freundliche Weitherzigkeit und glückliche Zufriedenheit. An allen und an allem suchte und fand er stets die beste Seite heraus, war besetzt von wahrer Frömmigkeit, ohne Frömmerei, dabei auch im Verkehr mit anders Glaubenden und Denkenden immer der gebildete Mann, der nie verjüchte, seine Ueberzeugung Jemandem aufzubringen, sondern sie nur aussprach, wenn es unbedingt nötig war oder er dazu aufgefordert wurde. Ein freundliches, frisches Wiesenblümchen war seine Schwester Vertha, die mit unendlicher Liebe an ihrem Bruder hing und die Sorge um seine Gesundheit als erstes und letztes auf ihrem Herzen trug. Ein treues Gemüth und selbstloses Herz, ein froher Sinn und fleißige geschickte Hände, die überall gern dienten und anzuhalfen, waren ihr Eigenthum.

Nicht hübsch war Vertha zu nennen, aber doch von angenehmem Aussehen; sie schaute aus lieben blauen Augen in die Welt, die sie neben reiten hellblonden Haaren zu einer überall gern gesehenen Erscheinung machten.

Ein sehr geschätzter Gast im Pfarrhaus war der Bergener Arzt, Doktor Arnold Werner. Wie der Pfarrer in seiner äußeren Erscheinung schwächlich, so war der Doktor ein Bild von Leben und Gesundheit. Ein schöner Mann mit vollem braunem Haar und Bart und großen dunklen Augen, aus denen oft ein gutmüthiger Schall sprach. Als Arzt und Mensch geachtet, sogar verehrt in der ganzen Gegend und, was wohl am meisten heißen will, angebetet von allen Armen, lebte Werner mit Liebe seinem sehr anstrengenden Beruf, der ihm nur selten erlaubte, sich mit Ruhe und Behagen seiner großen Freude an der Natur hinzugeben. Die spärlich zugemessenen freien Stunden gehörten dem Studium, das, wie er sagte, ein Arzt, zumal ein junger, nicht vernachlässigen dürfe. Obgleich ein ausgesprochener Freidenker in religiösen Fragen, war er doch Pfarrer Ehrhard von Herzen zugethan, und wenn auch in ihren Gesprächen der Eine mit vollster Ueberzeugung für den Glauben kämpfte, der Andere das Forschen nach Wahrheit darüber stellte, so ainen sie trotzdem stets als Freunde aus einander.

Der Doktor wollte auch einmal den Pfarrer auf der Kanzel hören und besuchte die Kirche, welche er mit mehr Befriedigung verließ, als er vorausgesetzt hatte, und er versicherte, wenn gleich ihr beiderseitiger Christglaube ein verschiedener sei, so habe ihn doch die Auslegung eines Theiles der Bergpredigt wirklich erwarnt.

Um wie viel besser könnte es mit allen unseren Verhältnissen stehen, wären die Menschen im großen Ganzen eben so duldsam untereinander! Die Kirche könnte dabei eher gewinnen und die anders Denkenden würden weniger verlieren.

Kehren wir zurück in's Försterhaus, so finden wir den braven Anton und seine gute Frau ganz glücklich im Besitz des gewonnenen Töchterchens. Als die Weiden am andern Morgen Gertrud sagten, daß sie nun für immer zu ihnen gehöre und als Kind von ihnen geliebt werde, öffnete sie groß ihre Augen und erhob sie unbewußt, fast wie geistesabwesend, zum Himmel.

„Woran denkst du, Gertrud?“ sagte Anton.

„Wenn das nur die Mutter wüßte“, erwiderte das Kind.

„Hast du Heimweh nach der Mutter?“

„Ja, aber ich bin froh, daß sie im Himmel ist.“

Wie viel Schmerz und Wehe mußte die arme Kindesseele miterleben und wie mußte sie es mitempfunden haben, um zu diesem Ausdruck zu kommen! (Fortsetzung folgt.)

